

**Suburbanisierung in vergleichender Perspektive**

Workshop der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg  
Hamburg, 5. Mai 2006

Suburbanisierungsprozesse, verstanden als die Ausbreitung von Städten über die jeweiligen Kommunal- und Siedlungsgrenzen hinaus bei gleichzeitiger Urbanisierung stadtnaher, vormals agrarisch strukturierter Regionen, lassen sich in Deutschland verstärkt seit den fünfziger Jahren beobachten. Der Eigenheim- und Siedlungsbau am Stadtrand verband sich mit der räumlichen Dekonzentration von Handel-, Gewerbe- und Industriestandorten; später wurden auch Arbeitsplätze des Dienstleistungssektors von den Kernstädten ins Umland verlagert.

Gerade im Rückblick erweist sich die Suburbanisierung als die grundlegende Form der Urbanisierung in den entwickelten Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts. Sie basierte auf tief greifenden Veränderungen der Gesellschaft, reicht mindestens bis in die Zwanziger Jahre zurück und trieb – durch vielfältige Austauschbeziehungen zwischen Stadt und Land – selbst den gesellschaftlichen Wandel voran. Neben dem Ausbau des Öffentlichen Personennahverkehrs und der sprunghaft verlaufenden Massenmotorisierung beförderte die immer weitere Verbreitung neuer Kommunikationsmittel, nicht zuletzt des Telefons, die allmähliche Herausbildung suburbaner Räume.

Der Workshop, der am 5. Mai 2006 in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg stattfand, stellte die bislang kaum untersuchten subjektiven Dimensionen der im Zuge der Suburbanisierung aufgetretenen lebensweltlichen Veränderungen in den Vordergrund. Ausgehend von sozialgeographischen Daten und der Wohnsituation interessierten vor allem die Familienstrukturen und nachbarschaftlichen Kommunikationsbeziehungen in suburbanen Gebieten sowie die jeweils vorherrschenden Konsum- und Freizeitstile. Dabei eröffnete die Auswahl der Referenten und der betrachteten Städte, Regionen und Zeiträume eine vergleichende Perspektive. Neben zwei Historikern trugen ein Soziologe, ein Politologe und eine Japanologin vor, was die interdisziplinäre Ausrichtung der Suburbanisierungsforschung widerspiegelte, zumal darüber hinaus Vertreter der Stadtplanung und Geographie zu Wort kamen. Als Beispiele dienten mit Hamburg, Leipzig und Berlin, das aufgrund der Deutschen Teilung bis 1990 in seiner Entwicklung gebremst war, zum einen sowohl west- als auch ostdeutsche Städte. Das ebenfalls in den Blick genommene Ruhrgebiet stellte zudem als dicht besiedelte Industrieregion einen Sonderfall dar. Zum anderen ließen die Referate, die sich mit der Suburbanisierung in Frankreich und Japan beschäftigten, internationale Vergleiche zu. Auch in zeitlicher Hinsicht gab es lohnenswerte Ansatzpunkte für komparative Aspekte; die beleuchtete Zeitspanne reichte von den fünfziger Jahren bis ins 21. Jahrhundert.

Die Suburbanisierungsprozesse im schleswig-holsteinischen Umland von Hamburg, der größten Stadt der alten Bundesrepublik, zeichnete *Meik Woyke* (Hamburg) nach. Als heuristische Leitkategorie wurde der Begriff des Erfahrungsraums eingeführt, während der zeitliche Schwerpunkt auf den „langen sechziger Jahren“ lag. Eine sozial- und kulturgeschichtlich dichte Beschreibung umriss die individuellen, aber doch für bestimmte soziale Gruppen charakteristischen Wahrnehmungen und Erfahrungen im vielgestaltigen Siedlungsbereich zwischen der Großstadt und ihrem suburbanen Norden. Analysiert wurden neben den sich tief greifend verändernden Lebenswelten der alteingesessenen Bevölkerungsgruppen vor allem die mentalen

Dispositionen und kulturellen Lebensbezüge der zumeist männlichen Berufspendler, ihrer Ehefrauen, den sogenannten „Grünen Witwen“, sowie von Kindern, Jugendlichen und Senioren. Von einem dynamischen Raumbegriff ausgehend, hob Woyke hervor, dass die Tendenz zur „Verinselung des alltäglichen Lebens“, wie sie der Architektursoziologe Thomas Sieverts mit seinen Überlegungen zur „Zwischenstadt“ beschrieben hat, seit den Fünfziger Jahren immer weiter zugenommen hat. Gleichzeitig verlor der klassische Dualismus zwischen Stadt und Land im Zuge des beschleunigten wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und mentalen Wandels an Bedeutung, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Die steigende Mobilität förderte die massenhafte Herausbildung von raumungebundenen Lebensstilen, für die eine große Erlebnisdichte bei oftmals flüchtiger Wahrnehmung typisch ist.

*Henning Nuissl* (Leipzig) skizzierte zunächst die Phasen der Suburbanisierung in Ostdeutschland seit 1990 mit ihren spezifischen vereinigungsbedingten juristischen Problemen und stellte dann die dominierenden Alltagserfahrungen der im suburbanen Umland von Leipzig und Berlin lebenden Bevölkerung gleichsam paradigmatisch gegenüber. Mit Blick auf Leipzig, so Nuissl, lasse sich durchaus von einer „Heilen Welt“ sprechen. Jedenfalls beschrieb diese positiv konnotierte Begrifflichkeit die zum Teil bestätigte Erwartungsperspektive zahlreicher Suburbaniten; immerhin waren die von ihnen bezogenen (Neubau-)Wohnsiedlungen jenseits des Stadtrands zumindest noch in den ersten Jahren nach dem Mauerfall wesentlich komfortabler als die meisten Wohnungen in der, sogar nach DDR-Maßstäben, vergleichsweise heruntergekommenen Gründerzeitstadt Leipzig. Der Traum von einem weitest gehend sorgenfreiem Leben, verbunden mit der Versöhnung von städtischem Anspruchsdenken und ländlichen Strukturen, erwies sich letztlich jedoch als Illusion. Erheblich schärfer stellten sich die Gegensätze nach Nuissl derweil in Berlin dar. Die ab den Neunziger Jahren zu beobachtende Suburbanisierung habe zu einem „Clash of Cultures“ geführt. Generell hing sie dort weniger mit der Suche nach einer halbwegs annehmbaren Wohnqualität zusammen, sondern resultierte eher aus den klassischen Wanderungsmotiven. Im Zuge dessen bezogen viele westdeutsche Beamte und Angestellte im höheren Dienst, die sich während ihrer Arbeitszeit der Verwaltung in den Neuen Ländern oder später der neuen Bundeshauptstadt annahmen, ein relativ preisgünstiges Eigenheim im brandenburgischen Umland von Berlin. Wenn sich diese Bevölkerungsgruppe in das kommunalpolitische Geschehen ihres suburbanen Wohnortes einbrachte, trafen oftmals Welten aufeinander. Die Konfrontationen zwischen den seit langem ansässigen, in der DDR sozialisierten Einwohnern und den Neubürgern offenbarten mannigfache Differenzen in der Alltagsgestaltung, dem Lebensstil und den präferierten Formen der lokalen Vergemeinschaftung.

Zur Charakterisierung des Ruhrgebiets spannte *Stefan Goch* (Gelsenkirchen) den Bogen von den sogenannten Industriedörfern des 19. Jahrhunderts über die nachholende Urbanisierung nach dem Ersten Weltkrieg und den Strukturwandel seit den Fünfziger Jahren bis in die Gegenwart. Heute leben etwa 5,3 Millionen Menschen in dem Gebiet, das elf kreisfreie Städte und vier Kreise mit 53 selbständigen Gemeinden umfasst. Ein herausragendes Zentrum hat sich im Ruhrgebiet nicht herausgebildet, prägend ist vielmehr eine Ansammlung von Zentren mit unterschiedlichen Hierarchiestufen. Insgesamt entwickelte sich das „Revier der großen Dörfer“ auf dem Wege der „inneren Suburbanisierung“ und Segregation zu einer auch als „Ruhrstadt“ bezeichneten urbanen Region, ohne bisher in ein übergeordnetes administratives Gebilde überführt worden zu sein. Die beschriebene Vielfältigkeit und Polyzentralität korrespondiert mit der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft und nicht zuletzt der Wirtschaft mit ihren mitunter divergierenden Standortwünschen. Laut Goch hat sich im Ruhrgebiet aufgrund der fehlenden historisch gewachsenen urbanen Struktur im Sinne einer kompakten „europäischen Stadt“ ein kleinräumliches Stadtteils- oder Quartiersdenken mit einem dementsprechenden Selbst- und Raumbewusstsein erhalten, befördert durch ein nicht sehr leistungsfähiges öffentliches Verkehrssystem. Es handele sich bei dem Gebiet um eine „Zwischenstadt“, eine verstädterte Landschaft und verlandschaftete Stadt, die eine „seltsame Urbanität“ aufweise. Demnach existieren im Ruhrgebiet städtische, suburbane und weniger städtische Lebensweisen nebeneinander. In Umfragen manifestierte sich quer zu allen gesellschaftlichen Schichten eine ausgeprägte Identifizierung mit der Region, die multi-polaren Interessen ausreichend Raum gebe.

*Clemens Zimmermann* (Saarbrücken), Vorsitzender der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, mahnte in seinem Kommentar zu den ersten drei Referaten an, die allgemein historische und urbanisierungsgeschichtliche Bedeutung der Suburbanisierung zukünftig schärfer zu konturieren. Wünschenswert seien zudem vertiefende Informationen zu dem sozialpolitischen Regime, das jeweils im Hintergrund der in Augenschein genommenen Entwicklungsprozesse stand, angefangen bei dem stetigen Ausbau der sozialen Sicherungssysteme und dem beträchtlichen Einkommenszuwachs in den Fünfziger und frühen Sechziger Jahren. Darüber hinaus legte Zimmermann großen Wert auf die Analyse der für die Suburbanisierung ursächlichen Wanderungsmotive, gleichzeitig sollten die vielförmigen Beziehungen zwischen Einheimischen und Zugezogenen nicht ausschließlich monodimensional als Konfliktgeschichte dargestellt werden. Schließlich betonte Zimmermann, vor allem im Hinblick auf das Ruhrgebiet, dass Stadterweiterungen und Konurbationen sorgfältig von spezifischen Formen der Suburbanisierung unterschieden werden müssten. Grundsätzlich bestehe die Gefahr, die Bedeutung von politisch-administrativen Vorgaben für die gesellschaftliche Realität zu überschätzen.

Mit den Jugendunruhen in den „banlieues“ französischer Städte seit den Achtziger Jahren ging *Dietmar Hüser* (Kassel) auf einen Dauerbrenner massenmedialer Aufmerksamkeit ein. Nachdem sich die monumentalen, fernab der städtischen Zentren gelegenen Hochhaussiedlungen des Sozialen Wohnungsbaus in Paris und andernorts mit mindestens tausend Wohneinheiten zunächst einer recht positiven Wertschätzung erfreuten, gelten sie mittlerweile als Bann-Orte, sowohl in architektonischer, topographischer als auch in gesellschaftlicher Hinsicht. Die auffälligen Vororte haben sich zu „quartiers difficiles“ entwickelt, und der „Banlieue“-Begriff dient als Chiffre für akkumulierte Schief lagen. Es handelt sich gemeinhin um Räume massiver Arbeitslosigkeit, sozialer Ausgrenzung, illegaler Einwanderung, ethnischer Abschottung, fehlender Integrationsbereitschaft, randalierender Jugend, offener Kriminalität und religiösen Eifers, um nur die signifikantesten Phänomene zu nennen. Wie Hüser anhand von Beispielen aus der französischen Suburbanisierungsgeschichte darlegte, haben sich angesichts dessen in der öffentlichen Wahrnehmung regelrechte Vorstadt-Phobien herausgebildet. Die meisten Erstbezieher der suburbanen Hochhauswohnungen leben dank beruflichem Fortkommen und staatlicher Eigenheimförderung längst nicht mehr in der Banlieue. Zurück blieben, vorangetrieben durch einen Prozess der subjektiven Pauperisierung, der weitere Abwanderungen nach sich zog, die Ärmsten. Dazu kamen andere Bedürftige und Benachteiligte mit geringem Kapital und rudimentärer Ausbildung. So entstanden zwei antithetische, urbane Einheiten, die Kluft zwischen Zentrum und Peripherie, für die unterschiedliche Haustypen, Lebensrhythmen und Geselligkeitsformen charakteristisch sind. Die jugendlichen Gewaltausbrüche in den Vorstädten, die 2005 einen markanten Höhepunkt fanden, gehen laut Hüser auf vielfältige soziale Probleme zurück. Keineswegs entspringen sie ausschließlich ethnischen Konfliktkonstellationen. Das vermeintlich plausible Erklärungsmuster: Immigration – Banlieue – Gewalt, das zahlreiche Medien favorisieren, greift bei allen potentiellen Überlagerungen zu kurz. Vielmehr sollten die Jugendunruhen als Versuch einer multi-ethnisch zusammengesetzten, vielfach stigmatisierten Bevölkerungsgruppe gedeutet werden, sich politisch Gehör zu verschaffen, gerade in einem Staat wie Frankreich. Dort hat eine aktive, medienwirksame Politik der Straße, als Massenmobilisierung mit hohem Gewaltpotential, schließlich durchaus Tradition, etwa um sich finanzielle staatliche Unterstützung zu verschaffen oder zu sichern.

*Katja Schmidtpott* (Marburg) widmete sich der sogenannten „Euro-Amerikanisierung des Lebensstils“ in Japan. Dieses Phänomen konnte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zuerst in einigen Villenvororten der Metropolen Tokyo und Osaka beobachtet werden, blieb hier jedoch auf einen sehr kleinen gesellschaftlichen Kreis beschränkt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere in den fünfziger und sechziger Jahren, verbreitete sich der neue Lebensstil massenhaft in allen Gesellschaftsschichten und im gesamten Land, ausgehend von den Großwohnsiedlungen, die nach 1955 als Projekte des öffentlichen Wohnungsbaus im suburbanen Umland der japanischen Millionenstädte entstanden. Die zumeist relativ jungen Bewohner dieser Siedlungen, die sogenannten „Siedlungs-Leute“ (danchi-zoku), wünschten sich, wie Schmidtpott zeigte, bereits vor ihrem

Umzug an die städtische Peripherie einen an euro-amerikanischen Vorbildern orientierten Lebensstil. Viele Angehörige dieser Generation wurden stark von den Wertvorstellungen und kulturellen Orientierungen der bis 1952 andauernden US-amerikanischen Besatzung geprägt. Neben den Propagandafilmen, die es in den Nachkriegsjahren zu sehen gab, transportierte die aus den USA importierte Populärkultur, speziell Comics und Fernsehserien, das für die japanische Bevölkerung faszinierende Bild weißer Mittelschichtfamilien in nordamerikanischen Vorstadtwohnungen mit blendender technischer Ausstattung. Doch erst die im Zuge der staatlich gelenkten Suburbanisierung errichteten Großwohnanlagen boten in Japan – im Unterschied zu den innerstädtischen Wohnungen – die materiellen Voraussetzungen für einen solch wohlhabenden Lebensstil, zu dem ein Kühlschrank ebenso gehörte wie ein Gas- oder Elektroherd sowie weitere elektrische Haushaltsgeräte. Überdies hegten etliche junge Paare unter den „Siedlungs-Leuten“ den starken Wunsch nach einem selbstbestimmten, ungestörten Familienleben ohne die in den Metropolen übliche räumliche Nähe von Eltern oder Schwiegereltern. In den neuen Wohnsiedlungen standen die Haustüren deshalb nicht jederzeit offen, sondern ließen sich fest verschließen, was auch vor aufdringlichen Nachbarn schützte. Die hohe Wertschätzung der familiären Privatsphäre hinderte die „Siedlungs-Leute“ nicht daran, sich in Vereinen und Hobbygruppen zu organisieren und auf diese Weise den von ihnen präferierten Lebensstil zu pflegen. Manche Gruppen kochten amerikanische und europäische Gerichte nach, andere feierten gemeinsam Weihnachten oder tanzten Square Dance. Die „Siedlungs-Leute“ fühlten sich laut Schmidtpott als Teil einer besonderen, modernen Gemeinschaft, vor allem in Abgrenzung zu ihrer überwiegend dörflich geprägten Umgebung am Stadtrand. Auch der Staat unterstützte diese in erheblichem Maße selbstgewählte Vorreiterrolle. Die „Siedlungs-Leute“ galten ihm und den Massenmedien als „Japaner der Zukunft“.

In einem ausführlichen Kommentar positionierte sich *Adelheid von Saldern* (Hannover) zu den beiden zuletzt vorgetragenen Referaten und zog ein Fazit des gesamten Workshops. Besonderes Gewicht müsse der analytischen Differenzierung von Siedlungstypen zufallen. Die Geschichte, Größe, Art, Bauqualität, durchschnittliche Wohnfläche und Infrastruktur einer suburbanen Wohnsiedlung sei in diesem Zusammenhang ebenso von Belang wie die soziale Zusammensetzung der Bewohnerschaft. Zudem regte von Saldern eine intensivere Beleuchtung der unterschiedlichen Wohnbiographien an. Gibt es Aufstiegserfahrungen und Verlustgeschichten, die für bestimmte soziale Gruppen in „Suburbia“ typisch sind? Darüber hinaus verdiene die Frage, ob die im Umland von Großstädten lebenden Menschen einen anderen Raumbegriff entwickeln als Stadtbewohner, größere Aufmerksamkeit, wobei die Rolle der Medien als einflussreiche Aneignungshilfen und Bedeutungsträger genau herauszuarbeiten sei.

Insgesamt bot der Workshop einen facettenreichen Einblick in die interdisziplinäre Suburbanisierungsforschung. Die gewählte vergleichende Perspektive mit internationalen Beispielen kam der Diskussion zugute, und die von den Kommentatoren aufgezeigten Desiderata wiesen den Weg für weitere notwendige Forschungen.

Meik Woyke

Kontakt:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Dr. Meik Woyke

Schulterblatt 36

20357 Hamburg

Tel.: 0 40 / 43 13 97 – 27

E-Mail: [woyke@zeitgeschichte-hamburg.de](mailto:woyke@zeitgeschichte-hamburg.de)

**Copyright**

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2006.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39

E-Mail: [info@ahf-muenchen.de](mailto:info@ahf-muenchen.de), Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

**Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:**

AHF-Information. 2006, Nr.109

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/109-06.pdf>